

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

219 (20.9.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Feldwebel auf dem Thron

Von Voltaire

Als ich im Jahre 1740 in Brüssel weilte, starb in Berlin Friedrich Wilhelm, der große König von Preußen, der unerträglichste und unbedeutendste Parasit und an barem Gelde reichste aller Monarchen. Sein Sohn (Friedrich II.), der sich einen so außerordentlichen Namen gemacht hat, unterhält mit mir seit mehr als vier Jahren einen regelmäßigen Briefwechsel.

Es gibt vielleicht auf der ganzen Welt keinen Vater und Sohn, die sich so wenig ähneln, wie diese beiden Könige. Der Vater war ein wahrer Bandale, der während seiner ganzen Regierungszeit an nichts anderes dachte, als Geld zu sammeln und zu möglichst geringen Kosten das schönste Heer Europas zu unterhalten. Niemand war untertanen je ärmer als in seinem Reiche, und niemals gab es je einen reicheren König als ihn. Zu Schluß der Regierung hatte er einen großen Teil der Ländereien seines Adels zusammengekauft, der innerhalb kurzer Zeit das bisherige Geld, das aus diesem Verkauf herauskam, vervierfachte und noch dazu die Hälfte des Reiches in Form von Steuern an die königliche Schatzkammer brachte. Alle königlichen Ländereien wurden von Steuerbeamten verwaltet, die zu gleicher Zeit Falschschreiber und Richter waren. Und zwar derart, daß wenn ein Bauer den Verpflichtungen nicht nachkam, dieser Großgärtner seinen Hofverwalter aus dem Schranke nahm und den Uebelthäter zum doppelten Betrage verurteilte. Man muß allerdings bedenken, daß, was andererseits der Richter am Monatsende seinen Sachsinns an dem König schuldig blieb, er ebenfalls für den kommenden Monat zum doppelten Betrage zahlen mußte. Läßt jemand einen Zehnten ab, oder begibt er ein Baum aus dem königlichen Forste einen Zweig ab, oder hat er ein anderes Verbrechen, so hatte er eine Geldstrafe zu zahlen. Befam ein Mädchen ein Kind, dann mußten die Mütter oder der Vater oder die Verwandten dem König Geld geben, „um die Sache in Ordnung zu bringen“. Die Baronin von Hohenhausen, die reichste Witwe von Berlin — sie besaß eine Jahresrente von sieben bis achttausend Pfund — wurde angeklagt, im letzten Jahre ihres Witwenums einen königlichen Untertanen auf die Welt gesetzt zu haben. Der König schrieb ihr eigenhändig, daß sie, um ihre Ehre zu retten, auf der Stelle dreißigtausend Pfund an die Schatzkammer abzuliefern hätte. Sie mußte sich das Geld leihen und war ruiniert.

Im Haag hatte der König einen Gesandten namens Luicinus. Er war gemäß von allen Vertretern gefürchteter Häupter der am schlechtesten bezahlte. Dieser arme Kerl ließ, um sich Feindmaterial zu beschaffen, einige Räume in dem Park von Sans-Sardif, das damals noch dem reichlichen Königsbaule gehörte, fallen. Bald darauf ließ er die Gebäude eine Döselige seines Königs und Herrn, in der die Sperma seines Gehaltes auf ein Jahr verflucht wurde. Der verdammte Luicinus wollte sich mit dem einjährigen Koffermeister, das er selbst die Kette durchschlug. Ein alter Diener eilte dem Gesandten zu Hilfe und rettete ihm unglücklicherweise das Leben.

Es stand fest, daß die Türkei eine Republik ist, gegenüber dem Despotismus, der von Friedrich Wilhelm ausgeht, wurde.

Durch solche Mittel gelang es ihm, innerhalb einer Regierungszeit von 28 Jahren in den Gewölben seines Berliner Palastes ungefähr 20 Millionen Taler zusammenzubringen, die in mit Eisen beschlagenen Fässern wohl vermauert waren.

Der Monarch verließ diesen Palast stets zu Fuß, in einen schäblichen blauen Tuchrock gekleidet, der ihm nicht bis an die Knie reichte. Wenn er sich ein neues Gewand kaufte, ließ er seine alten Kleider wieder anziehen. In diesem Aufzuge inspierte Seine Majestät, mit einem Korporalstod bewaffnet, jeden Tag sein Regiment der Krieger. In seiner Manie glaubte der alte Geistesranke, daß seine Armeen von hunderttausend Soldaten wie die sein ein ausdauerndes und unüberwindliches Mittel zu Raub- und Eroberungszügen wäre. Nach der Anmerkung von Nieren hielt er auch nach Nierenweibern Ausschau. Alle weiblichen Kanonen des Königs, so berichtet C. Le Notre, wurden wie die Sabinerinnen von Oberen entführt und mit Gewalt mit den langen Grenadiere verheiratet. Diese Eheverhältnisse rief in ganz Preußen einen noch nie dagewesenen Schrecken und in dem übrigen Europa ein home-

risches Gelächter hervor. Die pikantesten Anekdoten waren im Umlauf. Man erzählte zum Beispiel, daß der große Friedrich Wilhelm, als er eines Tages incompato in der Nähe von Potsdam spazieren ging, einer großen und kräftigen Bauernbirne begegnete, die mit langen Schritten in die Stadt eilte. Er schrieb rasch ein paar Zeilen auf einen Zettel, rief die Vorübergehende an und bat sie, einen Auftrag zu beorgen und das Schriftstück dem Plakmajor in Potsdam zu übergeben. Das dralle Mädchen steckte die Botschaft ein, deren Inhalt es nicht kannte, weil es des Lesens unfundig war. Aber da die Beordnung des Auftrages einen Umweg erforderte, vertraute die Bauernbirne den Brief mit Hilfe eines Großhens Trintgeld einem lahmen, verkrüppelten alten Mütterchen an, das an der

Garnisonkirche bettete. Das alte Weib nahm seine Krüden und machte sich hüpfend auf die Socken, um das Schriftstück an seine Adresse zu bringen. Der Plakmajor nahm das Schreiben in Empfang, las es durch und betrachtete die Botin mit blöden Augen. In dem Briefe stand: „Ordnung, das Frauensimmer, das dieses Schreiben überbringt, sofort mit dem Tambour-Major des Ersten Garde-Regiments zu paaren!“ Und unterschrieben war der Brief: „Friedrich Wilhelm, rex.“
Widerprüchlicher Gehoriam ist eine militärische Tugend. Der Offizier sögerte keinen Augenblick. Der Tambour-Major noch weniger. . . Und . . . der Befehl des Königs wurde ausgeführt! . . . (Deutsch nach der ungekürzten Original-Ausgabe von F. M. W.)

Kerwelüst und Erntedank

„Kerme, Kerme!“ In den Kreisen unserer fleißigen Landbevölkerung wird dieser Ruf ebenso folgerichtig, wie bei uns Städtern. Alle Jahre und immer und immer wieder! Ist doch die Kerme — der in unserem engeren Heimatlande übliche dialektische Ausdruck für Kirchweih — schon von altersher bis in die jüngste Zeit das äußerliche Symbol der eben glücklich eingebrachten und bebendeten Ernte, der Ernte eines schweren und arbeitsreichen Jahres, ist sie doch zugleich auch Ausdruck froher Laune, heiterer Festzeit, in der Freude und Dank weitester Volkschichten für das segensreiche Gelingen des Himmels ausgedrückt werden.

In allen Teilen unseres Reiches feiert man in diesen Tagen die „Kirchweih“ als das eigentliche Fest des Scheidenden Sommers. In ihrer äußeren Form da und dort etwas verschieden, zeigt sich die Art der Kirchweih doch in der Mehrzahl der deutschen Gauen grundtätig einheitlich. Man schmaust und trinkt und tanzt nach Herzenslust, treibt dabei auch mancherlei Schabernack und bleibt bei fröhlichem Gelage nicht nur einen, sondern gleich zwei bis drei Tage beisammen.

In Baden und im Schwarzwald wird die Kirchweih an verschiedenen Sonntagen des September und Oktober gefeiert. Die Dörfer eines bestimmten Bezirkes pflegen die Kirchweih an einem und demselben Sonntag abzuhalten; die Nachfeier, bei der es dann meist erst recht hoch hergeht, dauert gewöhnlich bis in den Dienstag hinein. In dem fröhlichen Kirchweihfest, namentlich zum letzten Schmaus in den Gastwirtschaften und den dort bis in den nächsten Morgen hinein vor sich gehenden Tanzveranstaltungen stellt sich nicht nur die Jugend und das mittlere Alter männlichen und weiblichen Geschlechts der ländlichen Bevölkerung ein, sondern auch aus den nahegelegenen Städten erscheinen tanzlustige Paare auserst in stattlicher Zahl, so daß die Tanzböden der Dorfwirtschaften alsbald kein freies Plätzchen mehr aufweisen.

Die Kirchweih selbst wird am Sonntag in der Frühe mit einer kirchlichen Feier eingeleitet. Das Jubelgeschrei der Kirchweih auf den Pfarrhöfen ist in verschiedenen Gegenden die rote Kirschweih. Bei ihrem Anbruch bricht die Jugend in der Regel in fröhliche Rufe aus: „Burrab, burrab, d'Kirchweih ist dol Tagelang awor wird auf die Kirchweih hin eifrig gebadet und geschloht; denn in ihrer ureigenen Bedeutung ist dieses Fest eine Schmauserei großen Stils, worauf schon die Ableitung von dem slavischen Worte „Kerme-Schmauserei“ hindeutet. Schließlich soll aber in der Begehung des Kirchweihfestes auch ein besonderer Dank des begüterten Bauers und Landwirtes seinem Götter gegenüber zum Ausdruck kommen. So sieht man in vielen Dörfern des Rheintales, dann vor allem auf den Schwarzwaldhöfen droben, wie der Großbauer nach Kirchweih ein Has Bier ins Haus bringen oder ein schmeres Schwein unvor schlichten läßt, damit sich seine Diensthöfen am Tag der Kirchweih nach Herzenslust polstinken und jattessen können.

Das Wahrzeichen der Kerme in Baden ist neben reichlicher Wein- und Biertrinke durch den Großbauer namentlich der rote Kirschweih und etliche Dutzend Pfund Mehl werden in einem der fröhlichen Schmausabende schon aufgegeben, damit man an dem Kirchweihstage nicht mit der Kuchenpende geizen muß. In Altbaden sind die schmalzgebundenen, goldgelben „Kirtnudeln“, in der Pfalz, in Württemberg die selbstgebundenen „Tatzen“, der Oberrhein die Kramenbuden oder auch der Jagen. Schmalzkuchen als bezeichnendes schmausliches Kirchweihfest das Symbol der Kirchweih. In Franken, Böhmen und in der Pfalz

sind die Festgebäude untereinander zwar ein wenig verschieden, doch im großen und ganzen sehr ähnlicher Art.

Besonders froh und heiter begeht man die Kirchweih in der Jüngsten und weingelegenen Pfalz. Der Montag oder Dienstag bringt dort in der Regel ein ganz merkwürdiges Vergnügen, nämlich das Heraustanzen des Lämmels, früher eines lebenden Tieres (des uralten Schlachtopfers der Kirchweih), jetzt eines lammähnlichen Badewertes, das die Wirtin zur alleinigen Festesfreude stiftet. Es wird mitten im Tanzsaal auf einem Tische aufgestellt, an dessen Eden je eine Flasche guten Weines kommt. Dann wird eine Kerze entzündet oder ein Weder gestellt. Paar um Paar von den tanzlustigen Leuten tritt an und macht nacheinander einen Rundtanz. Die Maid, bei deren Reigen das Licht verlöscht oder der Weder stehen bleibt, ist Gewinnerin des Lämmchens, das von allen Festteilnehmern verpöft wird. Der Tänzer der glücklichen Maid muß vier Pfälzchen Wein bezahlen und sie allen Teilnehmern spenden. Beim Schmaus des Lämmchens und beim Trank des Weines wird zu wiederholten Malen das Liedchen gesungen:

„Heut ist Kerme,
morga ist Kerme
bis a Dienstag Owend.
Wenn i zu mein Schäl komm,
sag i guten Owend
Guten Owend, Elisabeth!“

Auch auf mancher Festweih muß das Lämmlein in der Pfalz herhalten, da es immer als ein „Glücksbringer“ betrachtet wird und so im Mittelpunkt der Kirchweihfreuden steht.

Wie schon bemerkt, zieht sich das Fest der Kirchweih fast in allen Dörfern der süddeutschen Heimat bis zum Dienstag, manchmal bis zum Mittwoch hin. Der überschäumenden Luftbarkeit während der eigentlichen Kirchweih entsprechend, vollzieht sich auch deren Abschluß. In prächtigem Trauergeleite wird, einem lebenden Ausdruck gemäß, die „Kirchweih beargaben“. Kermetragende, gefolgt von einer Schar Tänzer und Tänzerinnen, sieben einher und tragen eine leere Weimflasche, ferner ein Paarrennflügel, das mit Würstbäuten, Bratenknoschen, Glascherben, Korfkesseln und ähnlichem gefüllt ist, voran und „scharren“ unter Gefang, Musik und Tanz die „Kerme ein“.

Unfreiwillig am ausgelassensten und derbsten verklärt die Kirchweih im alten und oberen Bayern, wo sie die überlieferten volkstümlichen Sitten und Gebräuche noch am vollkommensten bis zum heutigen Tage bewahrt blieben. Den meist etwas zu überschäumenden Gelagen — bei denen fernrige, stämmige Bauernburden nicht selten mehrere Pfund Fleisch vertilgen und sich reichlich mehr als ein Duzend Maß Bier zu Gemüte führen — folgen wohl durch im Eifer der Festesfreude unvermittelt entstandenen Eiferjuchtsen mit anderen Tanzpartnern „überlieferungsgemäß“ die Kermschlagereien. In dem eben noch vor juchsender Festfreude brönnenden Saal reagiert mit einem Male das „feststehende“ Messer des anarissluftigen Bauernburden und im Augenblick wirbeln auch etliche Maßkrüge durch die Halle! Wenn aber Tage danach manch einer der Teilnehmer am Geräuße mit seinem Partner zusammentrifft, der eine mit blaueschwollenem Auge, der andere mit verbundenem Kopf, so geht man über diese Tatsache zur Tagesordnung über in dem eckbärtigen Bewußtsein, daß „dies heuer a ganz lustiga, schöna Kirta awen is“, „a Kirta, die sie awis seon lasia konnt!“

Die Toten ohne Kopf

Kriminalroman von Hans Regina von Rod

Coverbild 1930 by Ernst Mendelburg, Leipzig.

(Nachdruck verboten.)

Ein magerer Profit! Mit gekrümmtem, schmerzenden Rücken starrte der Mann über die nassen, glatten Klippen, und spähte die Kringeln der Wellen in die Tiefe. Ein elendes

Mit einem Male hob der Mann den Kopf. Seine Aufmerksamkeit hatte ein Gegenstand, der auf einem der mächtigen Felsstücke lag. Er blickte geschäftig über die Klippe.

Und hielt staunend einen Herrenübersieher in seinen rauen, roten Händen.

Der Mann mochte den Hebertod hier auf dem steilen Riff, das ihn ins Meer stieß, vergessen haben?

Der Mann durchdröberte die Tafeln. Er fand nichts als einen zusammengelegten Zettel, der mit Klebstift befestigt war.

Leufel — die Arbeit des Lesens erschien dem Mann noch mühsamer als das See-Tafel sammeln! Er entsifferte die Schrift, mit dem Kopfen buchstabiierend.

Der Schred fuhr ihm in die Glieder.

Abstand jemand folgte, als er den Weg starkte, den ihm seine Ehrlichkeit wies.

Ralph Moon sah gerade beim Frühstück im Hotel Louvre et paix; eben befrisch er sich ein knispiges Brötchen mit Orangemarmelade, da trat Doktor Morel in das Frühstückszimmer und blühte sich lachend um.

„Gut, daß ich Sie noch antreffe, Herr Moon!“ Seine Stimme klang heute etwas weniger schmerzhaft; er schien erheitert. Die leichte Atemlosigkeit stand ein wenig im Widerspruch zu seiner edigen amerikanischen Eleganz. Seine Linse steckte nicht mehr im Verband, war nur noch mit Leuchtstoff verpackt.

Er leckte sein Monofel zurecht.

„Ich habe Ihnen etwas Wichtiges mitzuteilen. Das Verschwinden des Professors ist aufgeklärt.“

Moon hob neugierig den Kopf.

„Vor einer Stunde hat ein Fischer den Lebersieher des Professors auf der Polizei abgegeben. Er hat ihn am Cap Croquette gefunden. Mit einem kurzen Abschiedsbriefe an Frau Madeleine. Vertraud hat Selbstmord verübt.“

Moon sah sich auf einen Sessel fallen, versank dabei aber nicht, seine Beinkleider hinaufzuschieben, zum Schutze der abgetretenen Bügelstifte.

Der Detektiv empfand es beinahe abstoßend, daß der Assistent an die Bügelstifte dachte, während er vom tragischen Ende seines Chefs berichtete.

Im Gedanken liegt namentlich bei Intelligenzlern immer etwas Verleidendes; ihr Dornbusch entspringt einem — oft vielleicht genialen — Plusgefühl über den Durchschnitt, das sie schon in äußerer Ueberhebung zu dokumentieren pflegen.

„Er hat es eines unheilbaren Leidens wegen getan.“

Ralph Moon schob ärgerlich die Kaffeetasse zurück. So hatte ihn also sein Instinkt betrogen, der Fall Vertraud hätte sich recht trivial auf.

Schade um die freien Tage, die er in Monte Carlo hätte genießen können!

Er fand Frau Vertraud gefaschter als er gefürchtet hatte. Sie trug das traurige Ereignis beherzter als die quälende Ungewißheit, die sie zwischen bitterer Hoffnung und gräßlicher Verzweiflung hatte hin und her pendeln lassen.

Manst und Aufregung hatten sie zermürbt, müde gemacht. Jetzt hatte sie keine Tränen mehr.

„Ich habe Sie umsonst nach Marseille gerufen, Herr Moon, Sie konnten meinen armen Mann nicht mehr finden.“ Sie sagte es tonlos und matt. „Ich danke Ihnen für ihre Bemühungen. Es bleibt selbstredend heim vereinbarten Honorar.“

Der Detektiv wehrte lächelnd ab. „Ich habe leider nichts zu leisten vermocht, wofür Sie mir danken könnten.“

Dann legte er hinzu: „Dürfte ich Sie bitten, mir den — den Brief ihres Gatten zu zeigen?“

„Gewiß.“ Sie reichte ihm den Zettel.

Moon las.

„. . . verzeihe mir, Madeleine, daß ich Dir das antun muß. Seit langem weiß ich, daß ich unheilbar krank bin — einem qualvollen Ende entgegengehe. Ich habe es Dir verschwiegen, zu dem ich geholt wurde, hat mich ein neuer Anfall gepackt. Neger als die vorhergehenden. Ich bin Arzt, weiß, daß der Verfall nahe bevorsteht — soll ich langsam hinziehen? Nein, da mache ich lieber selbst Schluß, solange ich den Mut dazu habe.“

Leb wohl, Madeleine!

Ich grüße Dich zum letztenmal! Henri.

Die Zeilen waren flüchtig mit Klebstift hingeworfen, in schifflicher Erregung getrieben. Nach den Manuskripten des Professors, die er gesehen, zu schließen, war es zweifellos Vertrauds Schrift.

Und doch konnte sich Moon nicht entschließen, den Zettel überseht wegzulegen.

„Ich weiß, was Sie denken, Herr Moon. Aber ich kenne die Schrift meines Mannes besser als Sie. Eine Täuschung ist ausgeschlossen. Wenn auch die flüchtige Schrift etwas verändert erscheinen mag — der Namenszug ist so charakteristisch! Hier, sehen Sie!“

Sie nahm einen Stempel vom Schreibtische, drückte ihn auf ein Farbblättchen und reproduzierte das Faktum eines Autogramms.

Dr. Henri Vertraud.

Moon verall. Ja, dieses energisch hingeworfene — erstaunlich fest gesagene als Unterschrift klang vor einem Selbstmord — dieses Henri stimmte jedenfalls mit dem Faktum überein. Ueberausend sogar. Haargenau.

Der Detektiv prüfte gewissenhaft nach und stellte fest, daß die beiden Namenszüge auch der Größe nach absolut gleich waren. Würde man sie durchgepaßt übereinander gelegt haben, so hätten sie einander gedeut.

Kein Wunder, daß Frau Madeleine sicher war, die Unterschrift ihres Gatten vor sich zu haben. (Fortsetzung folgt.)